Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 23. Bromberg, den 16. März 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(1. Fortsetzung.)

Frau Geheimrat Baier machte ein Haus, führte einen „Salon". Ihr Ehrgeiz war es schon zur Kaiserzeit gewesen, den „Spitzen" auf den verschiedensten Gebieten, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Börse, Industrie und Politik, einen neutralen Boden zu bieten, wo sie sich treffen konnten. Damals waren die Politik und der Hof zurückhaltend geblieben; heute war ihr Salon tonangebend, und die Umsätze, die dort gemacht wurden, gingen in die Milliarden. Denn Geselligkeit ist schließlich nichts anderes, als eine Form geschäftlicher Tätigkeit, bei welcher der Eitelkeit der Frauen gewisse Zugeständnisse gemacht werden. Das Geschäft spielt dabei die Rolle des Postskriptums in Frauenbriefen.

Wieser erschien pünktlich um 10 Uhr mit seiner Frau. Letztere wurde sofort von der Frau Geheimrätin mit Beschlag belegt und in einen überlebensgroßen Salon geschleppt, wo ein Dichter der jüngsten Richtung ohne Haare und ohne Zähne, der den Eindruck eines erwachsenen, in einen schlottrigen Frack gehüllten und mit einem Einglas bekleideten Säuglings machte, eine dadaistische Dichtung lallte.

Der Geheimrat aber zog den jungen Kollegen in ein kleines Kabinett.

„Gut, daß Sie da sind. Ich habe für Sie fünf Minuten. Eben hat das Parksanatorium nach mir telephoniert, gleich wird das Auto mich holen. In diesem Sanatorium wird die Stelle des zweiten ärztlichen Leiters frei. Man braucht einen chirurgisch geschulten, energischen Arzt, welcher aber nicht bloß das operative Fach beherrscht. Denn er muß im Notfall einspringen können, wenn ein Operateur versagt, was bei unseren beschäftigten Praktikern ja oft genug vorkommt. Er muß auch im Laboratorium seinen Mann stellen können. Festes Einkommen; ist verhältnismäßig groß, dazu kommt Wohnung und freie Station, und wenn Ihre Frau gewisse repräsentative Verpflichtungen übernehmen kann, um so besser. Bitte, lieber Wieser, ich will augenblicklich keine Antwort. Überlegen Sie sich die Sache. Jetzt kommen Sie ins Philosophenzimmer. Dort finden Sie eine gute Zigarre und einen bequemen Fauteuil. Sie können sich dort am Gespräch beteiligen, wenn Sie der philosophische Quatsch interessiert. Sie können in Ihrem Fauteuil dösen, Sie können, wenn Sie sich langweilen, auch in ein anderes Zimmer gehen. Im Philosophenzimmer residiert gegenwärtig mein Inder."

„Was für ein Inder, Herr Geheimrat?"

„Ja, so. Sie kommen aus Mitteldeutschland. Aus der Provinz. Gegenwärtig ist Indien Mode in Berlin. Jeder bessere Salon hat seinen Inder. Der meine wird nach dem Souper, das von 12 bis 3 Uhr dauert, den Gästen in Freiheit dressiert vorgeführt. Bis dahin wird er im Rauchzimmer aufs Eis gelegt, wo er mit drei oder vier anderen philosophisch gesinnten Gästen tieft."

„Was macht er? Tiefen?"

„Ja, so. Sie haben Ihr gutes Deutsch verlernt. Die Herren führen tiefsinnige Gespräche, zu deren Verständnis ein siebenter und achter Sinn nötig sind. Mit fünf bis sechs Sinnen kommt man da nicht aus."

Sie traten in ein viereckiges, mit rotem Seidendamast ausgeschlagenes Zimmer. Sieben Fauteuils standen an den Wänden, zwischen je zwei Fauteuils ein kleines, rundes Tischchen mit Südfrüchten, Likör- und Weinflaschen und Rauchmaterialien.

„Sie trefen es gut, Kollege," sagte der Hausherr, „einer der Plätze der sieben Weisen Deutschlands ist noch frei. Neben dem Löwen, dem Helden des Abends. Nein, vorgestellt wird nicht. Nur zwanglos, meine Herren! Mich, bitte, zu entschuldigen, ich habe eine dringende Operation."

„Sie treffen es gut, Kollege," sagte der Hausherr, „einer wundervoll gepreßten Sumatra von unerhörtem Wohlgeschmack. Nachdem er die ersten köstlichen Züge andachtsvoll genossen, musterte er die sechs Weisen, in deren Gesellschaft er unerwartet geraten war.

Da war ein alter Herr mit schlohweißem Haar, runder, goldgefaßter Brille im bartlosen Gesicht, mit sehr lebhaftem Wesen, sicher eine bekannte Berühmtheit. Denn Wieser erinnerte sich, den Kopf schon einige Male in illustrierten Blättern gesehen zu haben, konnte aber im Augenblick nicht herausbekommen, wer es sei. Den nächsten erkannte der scharfe Blick des Arztes an den kaum wahrnehmbaren Pupillen sofort als Morphinisten; dann waren zwei Herren da, deren harte Sprache die Russen verriet. Der nächste machte den Eindruck eines Soldaten; dann kam ein Herr, der wie ein Makler aus Berlin O. aussah. Im Laufe des Gespräches entnahm Wieser aus dem Titel Mylord, daß ihn da sein Blick getäuscht. Schließlich neben ihm der Inder, mit einem klassisch geschnittenen, bartlosen Gesicht, vollem dunklen Haar und faszinierenden Augen.

Nachdem der Arzt sich so orientiert, lauschte er dem Gespräch, das in deutscher Sprache geführt wurde. Eben beendete der Engländer eine längere Auseinandersetzung.

„Gott, Ihr Inder," sagte er, „Ihr lebt ja gar nicht in dieser Welt, in der wir fest auf unseren Füßen stehen. Ihr gefallt Euch darin, den Leuten Kunststücke vorzumachen, die ich Gaukeleien nennen müßte, hätte ich mich nicht überzeugt, daß Ihr selbst daran glaubt."

„Was für Gaukeleien?" fragte der Morphinist.

Der Engländer lachte. „Sie haben früher mit Billardkugeln jongliert, in 10 Minuten hundertjährige Palmen wachsen lassen, sind auf Stricken in den Himmel geklettert, die nirgends befestigt waren, haben Tote zum Leben erweckt, die nie gestorben waren . . . ."

„Das sind Gaukeleien," sagte der Inder mit tiefer, sonorer Glockenstimme. „Aber was werfen Sie uns an neuen Gaukeleien vor, die wir selbst glauben?"

„Sie sollen neulich behauptet haben," erklärte der Engländer, „es gäbe keine Zeit, kein Hintereinander der Begebenheiten. Die Geschehnisse seien nicht an eine Art Schnur gekettet, so daß eines aus dem anderen folge, sondern dreidimensional, wie der Raum. Man könne nach rechts und links, hinauf und hinunter, nach vor- und rückwärts leben. So wie man sich im Raum bewegt."

Der Inder nickte. „Gewiß, Sie werden es erst glauben, wenn jemand kommt, der es Ihnen in eine mathematische Formel bringt, die Sie nicht verstehen. Mit einigen Kubikwurzeln, algebraischen Zahlen und Integralen. Dann haben Sie es schwarz auf weiß und sind von der Richtigkeit überzeugt. Wenn ich Ihnen aber sage, daß Sie sofort erleben können, was sich in 400 Jahren ereignen wird oder was vor 400 Jahren geschehen ist, dann lächeln Sie. Spricht aber Herr Einstein von der Relativität der Zeit, was doch dasselbe ist, dann ziehen Sie den Hut."

„Ich bin 70 Jahre alt," erklärte der alte, berühmte Herr aus den illustrierten Blättern. „Ich habe aber die ganze Zeit nur linear gelebt, nur in einer Dimension."

„Sie irren, Herr Professor. Sie haben in allen Dimensionen gelebt. Wie jeder von uns. Sie haben es nur vergessen. Und was Sie nicht vergaßen, das haben Sie absichtlich unter die Schwelle des Bewußtseins gedrückt und für einen Traum erklärt."

„Ach so! Träume!" sagte der Professor wegwerfend. „Die moderne Literatur arbeitet viel in Träumen."

„Gestatten die Herren," mischte sich der Offizier ein, „daß ich den Versuch mache, Sie einander zu nähern. Ich will Ihnen ein arabisches Märchen ins Gedächtnis bringen, das Sie wahrscheinlich alle kennen. Es beweist, daß die Denker aller Zeiten sich mit diesem Problem beschäftigten: Da war ein Sultan in Ägypten, der hörte, wie ein Derwisch aus dem Koran zitierte: Allah sind tausend Jahre wie ein Tag, und ein Tag ist ihm wie tausend Jahre. Der Herrscher ließ nun den heiligen Mann holen und erklärte ihm, er verstehe das nicht. Der Derwisch möge es ihm beweisen, sonst laufe er Gefahr, sich all den unliebsamen Folgen auszusetzen, die aus dem Unwillen eines orientalischen Herrschers sich ergeben. „Ja," sagte der Derwisch, „ich kann es dir beweisen. Man bringe einen großen Bottich mit Wasser. Wenn du, Beherrscher der Gläubigen, den Kopf ins Wasser tauchst, so wirst du, sowie du ihn herausziehst, begriffen haben, wieso bei Allah tausend Jahre sind wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre."

Dem König, solcher Art herausgefordert, blieb keine Wahl. Er trat bis zum Wassergefäß, stützte sich mit beiden Händen rechts und links auf den Rand desselben, und tauchte Scheitel, Stirn und Augen, dann Nase und Mund ins Wasser.

Im nächsten Moment hob er den Kopf wieder heraus. Zu seinem Erstaunen befand er sich aber nicht im Thronsaal, sondern tauchte aus einem ungeheuren, kalten, stark wellenschlagenden Wasser mit dem Kopfe auf. Er versuchte zu schwimmen, eine Welle faßte ihn und warf ihn an ein sandiges, menschenleeres Ufer.

Er kroch höher, sich aus dem Bereiche der Wogen zu retten; instinktiv, ohne gleich klar denken zu können. Endlich war er soweit. Eine steinige, öde Gegend. Die Sonne im Untergehen. Er war durchnäßt, in Lumpen gehüllt, ihn fror. Außerdem verspürte er großen Hunger, ein Gefühl, das er von der Jagd her kannte.

Der gute König war wütend. Er verwünschte seine Leichtgläubigkeit, fluchte dem Derwisch und lief, um sich die Kälte aus den Gliedern zu treiben, durch die steinige, öde, menschenleere Gegend, der Sonne nach, die im Westen stand. Endlich kam er zu einer einsamen Fischerhütte. Der Fischer, ein alter Mann, der allein mit einer erwachsenen Tochter die Hütte bewohnte, nahm ihn gastfrei auf. Verständigen konnten sie sich nicht, einer verstand die Sprache des andern nicht. Des Gastes Magen rebellierte gegen die ungewohnte Kost, die halbfaulen Fische, das grobe Maisbrot; seine verwöhnten Glieder gegen das harte Lager. Aber Hunger und Müdigkeit besiegten jeden Widerstand.

Es kam, was kommen mußte. Monatelang wehrte er sich. Er half dem Fischer auf dem Fischfang, er half der Tochter Netze flicken und Speise bereiten, er lernte es, sich mit den beiden zu verständigen. Er erfuhr, daß man monatelang reisen müsse, um zu Menschen zu kommen. Er sah, daß er sich monatelang zu einer Reise bereiten müsse. Er harrte.

Dann scheiterte ein Schiff. Ein Mann wurde gerettet, der arabisch sprach. Dieser wußte von dem Lande Ägypten. Dort herrsche seit fünf Jahren ein weiser König. Er nannte den Namen. Es war ein Herrscher, von dem unser Held wußte, daß er vor vielen hundert Jahren gelebt.

Der Gerettete starb zwei Tage nachher. Und nun gab unser König es auf. Er wurde Eidam des Fischers. Er resignierte. Bei gutem Wetter war er auf dem Meere, bei schlechtem zu Haus und arbeitete.

So lebte er Tag für Tag, Jahr für Jahr. Er hatte von seiner Frau eine Anzahl Kinder. Die Jahre gingen. Sein Schwiegervater starb, er begrub ihn. Dann starb sein Weib.

Sein ältester Sohn war über 28 Jahre. Der Vater hatte sich ins Unvermeidliche gefügt; er dachte nicht mehr daran, daß er jemals ein anderes Leben geführt, ein Fürst gewesen sei unter den Menschen. Er kannte kein anderes Leben mehr und wünschte es auch nicht mehr. Er war ein alter, müder, gebrochener Mann geworden.

Da erwachte er eines Tages von Hundegebell und Lärm. Ein Schiff landete, eine Karawane wurde ausgeschifft, die nach Mekka pilgerte, zum Grabe des Propheten. Er bat, sich anschließen zu dürfen, ein Wunsch, der keinem gläubigen Moslem abgeschlagen werden darf, und zog mit.

Monatelang zogen sie durch aller Herren Länder. Eines Tages passierten sie einen Fluß, den sie durch eine Furt überschreiten mußten. Unser Held wurde mitten im Zuge von einer Woge erfaßt und mitgerissen. Er verlor den Boden unter den Füßen, sein Kopf geriet unter Wasser. Schon glaubte er mit dem Leben fertig zu sein, da gelang es ihm wider Erhoffen den Kopf noch einmal über Wasser zu bekommen. Und wie er um sich blickte — verschwunden war der Fluß und die Karawane, er stand im königlichen Ornat in seinem Thronsaal, das Wasser troff aus seinem schwarzen Bart in einen Bottich ab, aus dem er eben den Kopf gehoben, ihm gegenüber der Derwisch, um ihn die Großen Ägyptens.

„Hund von einem Derwisch!" rief er, „du mußt sterben."

„Warum, Herr?"

„Du hast mich durch dein Gaukelspiel um dreißig kostbare Jahre meines Lebens gebracht. Was habe ich deinetwegen für Mühen, Arbeit und Kummer durchgemacht! Ein kraftvoller Jüngling, habe ich dich in diesen Saal eintreten sehen, jetzt bin ich ein alter, müder, gebrochener Mann."

„Was sprichst du, Herr?" frug ihn erstaunt der Großvezir. „Ein Augenblick war es, daß du dein Haupt ins Wasser tauchtest, zweifelnd an den Worten dieses heiligen Mannes. Und sofort hast du den Kopf wieder herausgezogen. Schau um dich! Du prangst in der Blüte der Jugend und Kraft."

Der Offizier schwieg.

„Ich kenne das Märchen, Herr Oberst," sagte der Professor. „Es findet sich in Tausend und einer Nacht. Einige Details mögen anders sein, als Sie erzählten. Aber es ist ein wundervolles Märchen."

„Es ist kein Märchen," erklärte der Inder. „Es kommt hie und da, wenn auch selten, vor, daß man nicht vergißt, was man erlebte und schaute."

„Was ist es denn," mischte sich Wieser in die Diskussion, „was man da erlebt und schaut? Können Sie, Herr Wundermann, erklären, was eine solche Lebensvision bedeuten soll?"

„Es ist keine Vision, Herr Doktor, es ist wirkliches, gelebtes Leben. Es fehlt ihm das Plötzliche, Unmotivierte, Unlogische des Traumes. Ich habe solcher Leben zu hunderten in meinem Bewußtsein. Ich lebe jetzt ein solches Zwischenleben, 2000 Jahre nach meinem Tode, der erst in zwanzig Jahren eintreten wird. Was es bedeutet? Es kann dreierlei bedeuten. Ein Leben, oder den Abschnitt eines Lebens, das man schon gelebt hat. Ein Leben, das man erst leben wird, wie ich eben jetzt, einen Lebensabschnitt endlich des jetzigen Lebens, den man durchmachen würde, wenn man rechts ginge, statt links."

„Was Sie sagen," lächelte Wieser.

„Zweifeln Sie etwa?" frug der Inder und wandte ihm voll das Gesicht zu.

Ihre Augen trafen sich, bohrten sich fest ineinander.

„Ich lasse mich gerne überzeugen," sagte Wieser mit leichtem Hohn. „Ich werde dem Diener um einen Kübel Wasser schellen."

„Nicht notwendig, Herr Doktor. Vielleicht geben Sie mir Feuer für meine Zigarette. Nicht von Ihrer Zigarre, es wäre schade um den schönen Brand. Wenn Sie aber ein Streichholz hätten ...."

Wieser reichte ihm sein Benzinfeuerzeug. Der Inder schlug Feuer und rauchte an. Eine Rauchwolke kam aus seinem Munde, die sein Gesicht für einen Augenblick verdeckte. Nur für einen Augenblick. Die Wolke zerteilte sich, und der Inder reichte dem deutschen Arzte das geschlossene Feuerzeug und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Glauben Sie jetzt?"

Wieser blickte ihn verwundert an. Er wollte antworten, das Wort wurde ihm vor dem Munde weggenommen.

„Wir brauchen nicht nach Arabien zu gehen," sagte der Morphinist, der bis jetzt geschwiegen. „Auch in der deutschen Literatur finden sich ähnliche Dinge."

„Ein Traum, ein Leben, von Grillparzer", sagte der Professor.

„Nein, das ist ein Traum. Aber ich erinnere mich dunkel eines Gedichtes von Chamisso, der einen Bettelmönch, während er an der Schwelle eines Magiers das Stundenglas hält, in einem Augenblick eine märchenhafte Karriere durchleben läßt. Er wird Bischof, Kardinal und Papst."

„Ich kenne das Märchen", meinte der Inder. „Das, was da vom Dichter geschildert wird, ist eine gewöhnliche Gaukelei, eine Suggestion in Hypnose. Denn, merken Sie wohl, wie erwacht der Mönch aus seiner Einbildung, Papst zu sein? Er erhält einen Backenstreich und steht auf der Schwelle seines Vetters mit dem Stundenglas in der Hand. Ob Backenstreich, ob Anhauchen — alte, längst bekannte Mittel, jemanden aus der Hypnose ins alltägliche Leben zurückzurufen."

„Und Ihr Zwischenleben", frug der Professor, „wie endet das?"

„Wie jedes Leben endet. Mit dem Tode. Der Fischer, von dem das arabische Märchen erzählt, ertrank im Fluß. Nun setzt das Leben, das er früher lebte, wieder ein. In derselben Situation, die er verlassen, als er in das andere,

frühere oder spätere Leben übertrat. Weiß denn einer von Ihnen, meine Herren, was nach dem Tode kommt? Der Sultan hat es erlebt. Ihm gewährte einer der wenigen Wissenden durch seine Kunst, daß ihm eines seiner Leben in einem anderen Leben in Erinnerung blieb."

Nun löste sich die Unterhaltung in Zwiegespräche auf. Es wurde der russischen und englischen Literatur gedacht und eine Anzahl derartiger geheimnisvoller Geschichten zum besten gegeben. Wiesër beteiligte sich nicht mehr an der Debatte. Er rauchte seine Sumatra. Dann folgte er dem Gong, der zum Souper rief, aß und trank und rauchte eine zweite Sumatra, nachdem er sich wieder in den Philosophenfauteuil zurückgezogen, und trank einige Schalen Mokka dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Perkunos, hilf!

Legende von Hellmuth Kopp.

Er machte eine Pause. Swantehelde sah bebend zu ihm auf. Sein Gesichtsausdruck hatte etwas Widerwärtiges an sich.

„Und dann?" fragte sie.

„Dann werden die Haifische sie fressen!"

Swantehelde schreckte vor Grauen in die Höhe.

„Entsetzlicher!" rief sie. „Geh weg von mir!"

Sie fiel auf die Bank zurück, nahm die Hände vors Gesicht und brach in ein krampfartiges Weinen aus.

Harald sah eine zeitlang verständnislos und mit einem kalten Hohnlächeln diesem Seelenschmerz zu, erhob sich dann langsam und ging davon. — —

Es war Nacht geworden. Der Wind hatte sich etwas gelegt, die Wolken zogen sich auseinander und ließen hier und da den himmlischen Sternenmantel durchschimmern.

Die Fahrt näherte sich ihrem Ende. Swantehelde stand am Schiffsbord und schaute trübselig in die Finsternis. Sie war ruhiger geworden. Ihr alter Kindheitsglaube hatte das bewirkt. Perkunos hatte so viel Leid über sie gehäuft, um sie zu züchtigen; aber er würde sie, seine Priesterin, ihre Mutter und die mitgefangenen Frauen und Mädchen in Bälde aus der Hand dieser fürchterlichen Seeräuber befreien und die Verbrennung seines Tempels und die Zertrümmerung seines Bildes an ihnen rächen.

Plötzlich bemerkte sie eine eigenartige Helligkeit an ihrer Seite. Sie wendete sich um und fuhr zusammen: der Ordensherr, der unter ihrer Hand gestorben war, und dessen Leib sie in Asche hatte zerfallen sehen, stand neben ihr.

„Fort von mir, fort!" schrie sie, die Hand wie zur Abwehr vor sich haltend. „Entsendet dich dein Gott zum zweiten Male, um mich zu seiner Lust nur zu versuchen? Soll mich Perkunos noch mehr strafen? Ich litt wohl schon genug!"

„Swantehelde!" klagte es mit leichtem Vorwurf zurück.

„Fort, fort!" wiederholte sie.

„Hör' mich erst an, und dann vertreibe mich, wenn du es dann noch kannst! Ich stand vor Gott und seinem Sohn, dem Heiland und Erlöser aller Welt. Ich gab Bericht von meinem Erdenwallen und deiner Liebe, die mein Leid verkürzte. Da leuchtete des Höchsten Antlitz auf in höchster Gnade, und alle Sonnen, die am Himmel kreisen, verblaßten schier vor dieser freudigen Klarheit. Und Gottes Mund, aus dem es sonst mit Donnerklängen dröhnt, sprach weich und väterlich: „Steig eilends nieder auf die sündige Erde, befreie diese Priesterin Perkunos' und bringe sie herauf in meine Burg. Der Königin des Himmels soll sie dienen! —"

Da unterbrach Swantehelde den Boten des Herrn.

„Wie!" rief sie, „ich soll dieser Königin dienen, die ihr Kreuzritter beständig anruft, wenn ihr im Schlachtengewühl meine preußischen Brüder erschlagt? Ich soll hinauf in die Burg des Gottes, der dich meinem Vater nur in die Hände fallen ließ, damit ich in meiner Pflicht wankend gemacht wurde? Weshalb erhob sich deine Seele aus dem Kreis der Unterwelt! Du hast keine Macht mehr über mich. Du kannst mich nicht zum zweiten Mal versuchen. Perkunos wird mich vor dir schützen, böser Geist!"

Sie hatte in höchstem Entsetzen dieses gesprochen. Sie hatte an allen Jammer und alles Unheil gedacht, das durch ihre unglückselige Liebe über einen Bruchteil ihres Volkes gekommen war. Sie hatte geglaubt, so sprechen zu müssen, damit nicht etwa Perkunos, durch ihre Worte von neuem gereizt, zu neuen Racheschlägen aushole.

„Dein Götze stand dabei, als du mein sterblich Teil ihm opfern solltest, und doch vermochte er es nicht, der Liebe zu begegnen, die du für mich in deiner Brust entbrennen fühltest. Ich starb, und trunken schaute meine Seele Gottes Herrlichkeit. So wuchs die Macht, dein Herze zu beherrschen."

„Ich werde wahnsinnig!" schrie Swantehelde. Sie warf sich auf die Knie und rief den Beistand Perkunos' an.

Der Ordensherr lächelte nachsichtig und gütig.

„Wie soll dein Götze," sagte er, „der sich selbst nicht helfen konnte, dir helfen? Weshalb verhindert er nicht die Zertrümmerung seines Bildes? Nicht, weil er klein und schwach ist. Perkunos ist ein Märchen eurer Priester, ein Nichts! Er lebte nie! Was rufst du ihn da an?"

„Perkunos lebt. Er wird mir helfen." Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und fing leise zu schluchzen an.

„Perkunos hilft dir nicht. Doch Gott, der Herr des Himmels und der Christenheit, er wird dir gnädig sein; dir, deiner Mutter und den anderen Frauen, wenn du ihn anrufen wirst."

„Weiche von mir, fürchterlich Gespenst!"

„Du rufst ihn diese Nacht noch an," entgegnete der Kreuzritter.

„Nie!" versetzte Swantehelde.

Da keine Antwort laut wurde, nahm sie nach einiger Zeit etwas verwundert die Hände vom Gesicht. Die Erscheinung war verschwunden.

Swantehelde war ganz benommen. Sie kauerte verängstigt auf dem Verdeck und blickte scheu umher. Der Atem ging schwer.

„Habe ich geschlummert und geträumt, oder bin ich von Sinnen?" fragte sie sich.

Sie warf die prächtige Fülle ihrer goldenen Haare, die ihr über die zarten, feinen Schultern gefallen waren, zurück und strich langsam mit der Hand wiederholt über die schmerzende Stirn.

„Nein!" sagte sie. „Ich habe nicht geträumt; ich war wach. Ich bin auch nicht von Sinnen. Ich sah wirklich ein Gespenst."

Ihre Furcht legte sich allmählich. Sie dachte darüber nach, was sie soeben erlebt hatte. Das Bild der Erscheinung stand scharf umrissen vor ihren Augen. Sie sah die hohe reine Stirn, umrahmt von dem lockigen Blondhaar, das leuchtende Blau der Augen, die gerade Linie der Nase, den wohlgeformten vollen Mund, die Rundung des Kinns, den kräftigen Hals und den schlanken und doch starken Körper, der in den weiten, mit schwarzen Kreuzen geschmückten weißen Mantel gehüllt war. Der Ordensherr war tot, doch seine Seele lebte in menschlicher Gestalt fort.

War er wirklich nur wiedergekommen, um sie zu erschrecken, sie zu peinigen? Sie konnte, sie wollte es nicht glauben. Hätte er sonst so gütig gesprochen?

Süßes Sehnen nach dem Entschwundenen zog durch ihr Herz. Die Neigung zu dem Feinde ihres Volkes hatte wieder voll und ganz von ihr Besitz ergriffen.

„Wo bist du, Lieber?" flüsterte sie. Sie bedauerte, ihn durch ihr hartnäckiges Rufen nach Perkunos verscheucht zu haben.

Aber hatte er nicht gesagt, er wäre auf die Erde zurückgekehrt, um sie, ihr zum Lohn für ihre Guttat, auf Geheiß seines Gottes in den Christenhimmel zu holen, wo sie der Königin Maria dienen sollte? Mußte er ihr da nicht wieder erscheinen?

Ein leises, zitterndes Glücksklingen tönte durch ihre Seele. Er würde bald, bald wiederkehren, sie durfte ihn sehen, mit ihm aufsteigen zu den singenden Sphären und mit ihm eingehen in ein Reich der Freude.

Und das linde Glücksklingen in ihr schwang lauter und lauter fort, wuchs zum Sturmwind an und ward zum tosenden, alles niederbrechenden Orkan. Ihre Seele war ein einziger Jubelschrei.

Da flog von einem der anderen Normannenschiffe aus dem Munde einer der mitgefangenen Preußenfrauen ein herzzerschneidender Klageruf über das dunkle Haff. Swantehelde schreckte aus ihren süßen, himmlischen Träumen empor. Ihr war es, als fasse eine ihr fremde Macht ihren Kopf mit riesiger Zange und presse ihn mit wollüstigem Behagen langsam zusammen. So gräßlich hatte der Schrei geklungen.

Sie blickte über die Flut. Sie gewahrte nur das Flackern einiger Kienfackeln und die verschwommenen, unklaren Umrisse der beiden zunächstfahrenden Drachenschiffe.

Einige grobe Kommandorufe Haralds drangen an ihr Ohr.

Sie fühlte und sah ringsum die rohe, rauhe Wirklichkeit. Und der Himmel war so weit, ach so weit!

Und wie sollte es wohl geschehen, daß ein Gespenst sie so hoch emportrüge? Bis hinauf zu den Sternen, der kreisenden Sonne und noch darüber hinaus wohl gar?

Und was hatte die Erscheinung von ihrer Mutter und den anderen Frauen und Mädchen gesagt? Die sollten gleichfalls aus der Hand der Seeräuber gerettet werden. Aber wie? Sollten die etwa auch zum Himmel emporschweben? Wie sollte das wohl möglich sein?

Swantehelde lächelte bitter. Es war doch wohl alles nur törichter Trug, was sie gehört und gesehen, ein freundlicher Spuk, der sie genarrt hatte?

Und Rettung würde ihnen nur werden, wenn sie den Christengott anriefe? Sollte Perkunos, wenn sie ihn durch eifriges Bitten versöhnt, sie nicht doch befreien wollen und befreien können?

Wie kam der Ordensherr nur zu der Behauptung, Perkunos sei ein Nichts, sei nur eine Erfindung der Priester?

Der Gedanke, daß ihr Kinderglaube, dem sie bis gestern so fest angehangen hatte, verfehlt gewesen sein sollte, machte sie unwillig, empörte sie und nahm sie in geringem Grade gegen den Kreuzherrn ein.

Perkunos war da. Er war nicht etwa ein kleiner, schwächlicher, ohnmächtiger, sondern ein großer, starker Gott. Das bewies die fürchterliche Niederlage der Christen.

Aber da erinnerte sich das Mädchen der Worte, die der Geliebte gestern zu dem alten Priester gesprochen hatte, bevor das grausige Opfer seinen Anfang nahm.

„Die Himmelskönigin hätte den Deutschrittern die Niederlage geschickt, weil sie ob ihrer Erfolge zu übermütig geworden wären."

So ähnlich hatte der Ordensherr gesprochen. Wenn das, was er gesagt, die Wahrheit war, dann war der Sieg der Preußen nur ein Geschenk der christlichen Göttin an Perkunos. Das konnte unmöglich der Fall sein. Der Kreuzritter hatte nur nicht zugeben wollen, daß seine Gottheiten schwächer waren, als die Götter des Preußenlandes.

Perkunos war und blieb der stärkere. Daran war kein Zweifel. Aber daß er kein guter Gott war, darüber war sich Swantehelde bereits im klaren. Sonst hätte er sie wegen eines so geringen Fehls nicht so grausam bestraft.

Sie versank von neuem in eine dumpfe Traurigkeit. Sie hatte nur noch geringes Vertrauen zu Perkunos und zweifelte daran, daß der Geliebte und sein Himmelsherr ihr würden helfen können, wenn Perkunos dagegen war. Und daß er ein Rettungswerk aus Haß gegen Christus durchkreuzen würde, stand für sie fest.

Weiter vermochte sie nicht zu denken. Sie war so müde. Der Kopf tat ihr so weh. Sie hatte nur das Verlangen nach Schlaf, der alles vergessen macht. Sie legte sich auf die harten Planken des Fahrzeuges und schloß die brennenden Augen. Nach einer kleinen Weile schlummerte sie ein.

Linkerhand tauchte aus dem Dunkel der Nacht der langgestreckte Schatten der Nehrung auf, die Fahrt näherte sich ihrem Ende. — — — —

Die Normannen hatten ihre Schiffe verlassen und die Insel betreten. Die Verteilung der erbeuteten Reichtümer und der Frauen wurde augenblicklich vorgenommen. Wenn dabei Zank und Streit ausbrach, sprach Harald ein entscheidendes Machtwort, dem man sich nicht zu widersetzen wagte.

Nach der Verteilung der Beute breiteten die Räuber in der Halle ihres festen Hauses Decken, Teppiche und Felle aus, schleppten Männer und Weiber herbei, ließen sich auf dem Boden nieder, begannen lärmend zu zechen und die Gefangenen seelisch zu mißhandeln und zu martern.

Swantekinn und Swantehelde durften sich außerhalb des Hauses frei bewegen. Swantekinn, die nach wie vor unversöhnlich blieb, stieg zum Wasser hinunter, dorthin, wo die Drachenschiffe und eine Anzahl kleiner und kleinster Fahrzeuge lagen. Sie wollte in ein Boot steigen, um zu fliehen, wurde aber von dem bei den Schiffen zurückgelassenen Posten daran verhindert.

Swantehelde saß auf der anderen Seite der Insel im Sande und stützte den Kopf auf beide Hände und grübelte vor sich hin. Das ständig lauter werdende Singen, Lachen, Johlen und Brüllen der trinkenden Räuber und das immer wieder aufschluchzende Wehklagen der Frauen und Mädchen bereitete ihr unsägliche Pein. Es schauderte sie, als fühle sie sich selbst in der anekelnden Umarmung eines dieser Wüstlinge.

Sie blickte plötzlich auf. Sie hatte ein kurzes, rufendes Pfeifen gehört. Sie erkannte Bornholm, der in stark angetrunkenem Zustande auf sie zukam. Sie fuhr in die Höhe und wich vor ihm zurück.

„Was willst du?" fragte sie beklommen.

„Befehl meines Hauptmanns: Du sollst sofort zu ihm kommen!" entgegnete Bornholm.

„Versprach er mir und meiner Mutter nicht, daß uns nichts Böses angetan werden sollte?"

„Ei, wer sagt denn das? Mein Bruder ist gut gelaunt; er will nur, daß du an seiner Seite sitzest und dem lustigen Treiben zuschaust."

„Ich soll sehen, wie ihr meine Schwestern quält? Er ist von Sinnen!" Ihre Stimme bebte vor Jammer und Grauen.

„Die Dirne, die Harald sich erkor, ist kalt; sie langweilt ihn. Du sollst an ihre Stelle."

Über dieses Geständnis entsetzt, wich Swantehelde abermals einige Schritte zurück.

„Was spreizest du dich solange?" fuhr Bornholm fort. „Du bist so schön! Dein Mund ist ganz geschaffen, Küsse zu geben und Küsse zu empfangen. Wäre nicht die Furcht vor meines Bruders Wut, du solltest auf der Stelle meinem eigenen Blute Kühlung verschaffen. Komm zu Harald!"

Er streckte die Arme aus, um nach ihr zu haschen.

„Lieber sterben, als diese Schmach erleben!" rief Swantehelde. Sie eilte den Hang hinunter, um sich ins Wasser zu stürzen. Bornholm rannte ihr nach, so rasch er es in seiner Trunkenheit vermochte. Am Ufer stolperte Swantehelde und schlug hin. Nur dadurch gelang es Bornholm, die Verfolgte einzuholen.

„Perkunos, hilf!" rief sie, als sie sich von den Fäusten des Dänen erfaßt und vom Sande emporgerissen fühlte.

„Perkunos hilft dir nicht", höhnte Bornholm. „Er steht an der Weichsel. Er kann so weit nicht hören. Vielleicht setzen ihm auch die Deutschritter mit frischen Scharen so hitzig zu, daß er keine Lust hat, auf dich zu hören, falls er es doch fertig kriegen sollte, auf eine so große Entfernung deine Worte zu vernehmen."

Während dieser Worte zerrte er die Gefangene trotz all ihres heftigen Sträubens die Düne hinauf. Als er von den Deutschrittern sprach, hatte Swantehelde sich der Worte des Ordensherrn bei seinem Erscheinen auf dem Schiffe entsonnen. Aber aus Trotz wollte sie es noch einmal mit einem Hilfeschrei an den Gott der Preußen versuchen.

„Perkunos, hilf doch!" wiederholte sie, als sie oben auf der Düne angelangt war.

„Perkunos, hilf doch!" äffte Bornholm nach.

„Vergib mir meine Schuld, Perkunos! Sei gnädig! Hilf!" flehte die Geängstigte.

„Perkunos muß erst das Hirndach flicken, das ihm gestern meine Streitaxt zertrümmerte. Bevor er mit der Arbeit nicht fertig ist, hat er für dich keine Zeit!"

„Erbarme dich, Perkunos!" schrie Swantehelde.

„Dein Gott ist schon zu Bett gegangen", meinte der Däne spöttisch. „Du mußt lauter rufen, sonst vernimmt er nicht dein Bitten!"

„Perkunos! Kannst du das Schmähen dieses verruchten Räubers anhören und ruhig bleiben? Errette mich, Herr!"

„Komm etwas schneller, mein Bruder könnte ungeduldig werden."

„Gnade, Gnade Perkunos!"

(Schluß folgt.)

Bunte Chronik

* **Die Lebenshaltungskosten in der Welt.** Die Teuerung ist eine internationale Erscheinung und hat ihre letzte Ursache in der als Folgeerscheinung des Krieges und der französischen Nachkriegspolitik zutage getretenen Gleichgewichtsstörung der Wirtschaft. Besonders stark hat sich die Teuerung in den letzten Monaten innerhalb der Länder geltend gemacht, deren Währung abwärts geglitten ist, in Frankreich, Belgien, Luxemburg. In Frankreich ist der Index für Ernährung im zweiten Halbjahr 1928 von 351 auf 377 gestiegen, wobei der Vorkriegspreis mit hundert in Rechnung gestellt ist. In Belgien war die Indexziffer Mitte Januar des Jahres 480, in Luxemburg 487. Die übrigen Länder weisen ebenfalls, allerdings in leichterem Maße, eine Steigerung der Lebenskosten auf. In England ist die Ziffer im letzten Jahre von 171 (Juli) bis 177 (Dezember) gestiegen. In den Vereinigten Staaten von 144 im Juli auf 149 im Dezember. Für Italien betragen die gleichen Ziffern 458 und 469, für Spanien 172 und 177, die Tschechoslowakei 920 im Juli, 900 im September. In den skandinavischen Ländern ist die Steigerung im letzten Vierteljahr nicht sehr groß. In Dänemark allerdings dürfte die Entwicklung in den letzten Wochen unangenehme Überraschungen gebracht haben. Polen kann die stolzen Ziffern von 44 099 490 gegen 18 994 869 im Oktober aufweisen. Ungarn verfügt über nicht ganz so astronomische Zahlen: November 445 708 gegen 225 267 im Juli. Deutschland nimmt sich mit seiner nun in Gold berechneten Indexziffer demgegenüber sehr wohlhabend aus. Betrug doch die Ziffer Anfang Februar (aber in Gold!) 104 gegen 113 im Januar und 151 im Dezember 1928. Neuerdings ist die Indexziffer wieder etwas gestiegen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.